Ins Garn gegangen.

Von Paul Bliß.

Vor der Bank, die unter dem blühenden Hollunder neben der Orpheus-Statue steht, geht ein eleganter junger Mann erregt auf und ab. Bald steht er still, sieht sich nach allen Seiten um, suchend und hoffend, zieht die Uhr, schüttelt unwillig den wohlfrisirten Kopf und nimmt dann den Spaziergang wieder auf.

Je weiter die Zeit vorschreitet, desto ungeduldiger wird er. „Wenn sie nun nicht käme!" murrt er halblaut. „Schon zehn Minuten nach vier, — es wäre verflucht ärgerlich!" — Und dann zieht er wiederum die Uhr, schüttelt noch einmal den Kopf und beginnt von Neuem auf und ab zu patrouilliren.

Plötzlich sieht er, wie ein alter Herr geradewegs auf die Bank lossteuert.

„Na, er wird doch nicht etwa gar —!"

Aber schon ist es geschehen. Der alte Herr, ein heiterer Sechziger, sieht den jungen Elegant lächelnd an und fragt: „Sie gestatten doch?"

Der aber ist wüthend, sagt nur ganz kurz: „Bitte!" und setzt dann seinen Dauerlauf vor der Bank fort.

Inzwischen hat der Alte es sich nach Kräften bequem gemacht.

„Dies ist nämlich mein Lieblingsplatz," beginnt er dann, „hier pflege ich immer eine Stunde Nachmittags frische Luft zu schöpfen."

„So, so," sagt der Junge nur; heimlich aber wünscht er den Alten Gott weiß wohin.

„Fast der schönste Platz im ganzen Park."

„Ja, ja!"

„Sie erwarten wohl Jemand?"

„Hm. . . wie meinen Sie?"

„Na na," droht lächelnd der Alte, „gewiß ein kleines heimliches Stelldichein, — wie?"

Der gerade Weg ist der beste, denkt der Junge, und so antwortet er freiweg: „In der That, mein Herr, Sie haben das Richtige getroffen, ich erwarte hier eine Dame, und deshalb wäre ich Ihnen sehr dankbar —"

„Aber selbstverständlich!" Sofort erhebt sich der Alte.

Nun ist der Andere wieder allein. Zwar ist jetzt das Terrain wieder frei, aber ruhiger ist er trotzdem nicht. Minute auf Minute verrinnt und die Erwartete kommt nicht. . . Jetzt weiß er schon garnicht mehr, was er vor Ungeduld machen soll. Und wieder zieht er das Briefchen heraus — zum zehnten Mal geschieht es nun schon! — und wieder durchfliegt er die Zeilen: um 4 wollte sie kommen und jetzt ist es ein Viertel vor 5 Uhr.

Da kommt der alte Herr langsam den Weg zurück.

„Ah, mein junger Freund", sagte er mit ganz leiser Ironie, „man hat Sie wohl — hm — versetzt?"

Der Junge ist wüthend über die Blamage, er möchte am liebsten grob werden, nimmt sich aber zusammen und meint mit verstellter Heiterkeit: „Ja, so sind die Frauenzimmer: Pünktlichkeit ist ihre Tugend nicht."

Und der Alte mit feinem Spott: „Mit Verlaub! Sie müssen aber schon sehr verliebt sein, daß Sie für die Verspätung einer Stunde noch eine Entschuldigung finden."

Wieder schluckt der Junge eine ärgerliche Entgegnung herunter, stellt sich aber ganz ruhig und sagt: „Sie haben übrigens ganz recht, — man darf sich nicht zu viel bieten lassen, — ich werde nicht mehr länger warten."

„Ah! Bravo junger Freund! damit erreichen Sie auch entschieden mehr."

Der Junge dankt verbindlich lächelnd. „Wenn Sie gestatten, schließe ich mich Ihnen an."

„Ich bitte darum."

„Gestatten: Rhode, Referendar."

„Sehr angenehm! Mein Name ist Bergemann."

Verbeugung von beiden Seiten und dann gehen sie langsam fort von der lauschigen Bank unter dem blühenden Hollunder.

Nach einer Weile fragt der Alte: „Wie wäre es, wenn wir nun einen guten Schoppen trinken gingen, damit Sie den Aerger hinunterspülen —?"

„O, ich bin durchaus kein Unmensch. . . ."

„Recht so! — Dann kommen Sie nur, ich weiß einen stillen Winkel, wo es einen wundervollen Rauenthaler giebt, dorthin retten wir uns."

Zehn Minuten später saßen sie beim Wein.

„Ja, ja, die Liebe," — sagte lächelnd der Alte und hielt den goldhellen Wein gegen das Licht, — „so lange man noch die Fünfzig vor sich hat, so lange hat man ja keine Ruhe, — oh, ich kenne das, war auch mal sehr jung, — aber froh war ich doch, als ich mich nach und nach hinausrettete aus dem wilden Trubel; und noch froher war ich, daß ich mir die goldene Freiheit erhalten hatte, — da erst fing ich an, mit Methode zu leben!"

„Sie sind ein Feind der Ehe?"

„Oh nein, das nicht gerade, aber heirathen wollte ich trotzdem nicht."

Der Referendar lächelte nur und trank das zweite Glas leer.

„Aber weshalb denn?"

„Ich schätze eben die Freiheit höher. Hab' ich vielleicht so Unrecht darin?"

Der Referendar lächelte wieder. Er hatte zu schnell getrunken, so daß er nicht mehr so ganz klar war. „Sie sprechen von der Höhe Ihrer Lebenserfahrung herab," sagte er, „ich aber will diesen Berg erst erklimmen."

Der Alte nickte. „Machen Sie sich trotzdem meine Weisheit zu Nutze."

Kleine Pause. . .

Der Referendar merkte, daß der Wein ihm zu Kopf stieg: zuerst war ihm das unangenehm; dann aber kümmerte er sich nicht weiter darum, und endlich fand er ein geheimes Wohlbehagen daran, seine enttäuschte Hoffnung hier bei einem guten Tropfen zu vergessen. So trank er tapfer weiter.

„Wissen Sie," begann der Alte wieder, „daß ich heute, als ich von Ihnen fortging, furchtbar neugierig war! Fortwährend fragte ich mich: ist das nun wohl eine ernste Herzenssache oder nur eine kleine Liebelei?"

Der Referendar lächelte überlegen: „Nein, verehrter Herr, es ist eine sehr ernste Sache; ich will thatsächlich meine goldene Freiheit verkaufen."

„Verkaufen?" fragte der Alte mit gedehnter Stimme und schaute ernster drein.

„Nun ja, um bei Ihrem Scherz von vorhin zu bleiben," sagte der Andere leichthin lächelnd, und trank wiederum sein volles Glas leer.

Jetzt spielte der Alte wieder den Cyniker. „Sie haben meine Worte vorhin als Scherz aufgefaßt," sagte er, „mir aber war es bitterer Ernst: ich glaube einfach nicht an eine Liebesheirath. Genußsucht oder Geschäft, das sind die Gründe; — und das große Unglück unserer Männer ist, daß sie mit zu viel Idealen und Illusionen in die Ehe gehen, — da kann ja natürlich der Rückschlag nicht ausbleiben."

Der Referendar sah den alten Herrn scharf an. Er wußte ja nicht mehr genau, was er von ihm halten sollte. War das Ernst oder Ironie? Darüber war er sich nicht ganz klar. Und je mehr er durch die Brillengläser ihm gegenüber sah, um den Ausdruck der Augen dahinter zu ergründen, desto mehr mußte er erkennen, daß sein klarer Verstand rapid wich und daß die Weinstimmung mit ihm durchzugehen anfing. Anfangs noch wehrte er sich ein wenig dagegen, schließlich aber mußte er den Widerstand aufgeben und ließ es gehen wie es wollte.

„Und soll ich Ihnen mal sagen," sprach lächelnd der Alte weiter, „daß ich Sie für einen kleinen. . . Schwerenöther halte —?"

„Oh, ich bitte, ich bitte," meinte der Referendar geschmeichelt, aber er hatte schon einen kleinen Zungenschlag.

„Allen Ernstes! Sie haben trotz Ihrer jungen Jahre auch schon das Leben bis zur Neige ausgekostet, und nun sagen Sie sich: Schluß! klaren Fisch! eine reiche Frau! und Schwiegerpapa bezahlt die Sünden!"

Jetzt lachte der Referendar schallend auf.

„Stimmt es nicht?"

„Es stimmt, aber Herr, — es stimmt . . .wahrhaftig! wie — wie das Tüpferl auf dem i!. . . .Sie sind ein — Gedankenleser, alter Herr!" lachte lallend der schwer heitere Referendar. „Es stimmt Alles! ich habe. . .Schulden und muß. . . reich heirathen! Also — wenn schon, denn — schon. . .je eher, je besser!. . . Vielleicht gewöhnt man sich an den — Philister-Stiebel." Er lachte laut: „Na prost! es lebe die Liebe! hahahaha!"

Jetzt wurde der alte Herr ein wenig reservirter, sprach wenig und horchte genauer auf.

Der Andere dagegen, jetzt vollständig trunken, kramte nun alles aus, was er auf dem Herzen hatte, — daß er total verschuldet sei und daß nur eine reiche Heirath ihn retten könnte, und schließlich holte er das Bild seiner Zukünftigen heraus und rief: „Hier sehen Sie mal das kleine Gänschen an, — — ganz netter Käfer, wie?. . . Na, ich werd' sie mir schon. . . erziehen, daß sie mir nicht. . . die Stränge zu hoch hält!"

Plötzlich erhob sich der alte Herr, nahm das Bild dem Andern aus der Hand und steckte es ein. Er schien ganz verändert.

„Herr Referendar," sagte er scharf, „ich bin der Vormund der jungen Dame, deren Bild ich hiermit zurücknehme."

Damit ließ er den jungen Mann stehen, winkte dem Kellner, um ihn zu bezahlen und verließ das Lokal. . .

Ein schneller Wechsel.

Von M. Hirschfeld.

Am Sonntag Vormittag von acht bis zehn Uhr wurde bei dem Rechtsanwalt Sommer noch gearbeitet.

Die Thüre des Advocaten öffnete sich und dieser trat in eigener Person heraus, einen Actenbogen in der Hand.

„Wer hat diesen Wisch geschrieben?" fragte er den Bureauvorsteher mit grollender Stimme.

Dieser blickte zuerst auf das Geschriebene, dann auf die Reihe der hinter ihm sitzenden Schreiber, und mit einem verächtlichen Achselzucken wies er auf eine lange hagere Gestalt.

„Leonhard!" sagte er in einem Tone, als wollte er um Entschuldigung bitten, daß dieser Mensch im Allgemeinen und in der Schreiberstube im besonderen existire.

Der Rechtsanwalt sann ein wenig nach und sagte dann:

„Aha, der! natürlich, immer der! so ein Mensch ist eine Schande für den ganzen Schreiberstand. Ich verlange nicht, daß meine Schreiber besonders gebildete Menschen sein sollen, aber solche haarsträubende Fehler, wie sie hier in dieser Abschrift vorhanden sind, lasse ich mir nicht bieten. Sie scheinen ja nicht die geringste Schulbildung zu haben," wandte er sich an Leonhard, der sich sogleich bei der Nennung seines Namens erhoben hatte und nun wirklich wie ein abgekanzelter Schuljunge dastand, obwohl er seine dreißig Jahre zählen mochte. „Von nächstem Ersten sehen Sie sich nach einer anderen Stelle um, und wenn ich Ihnen rathen soll, werden Sie Hausknecht," schloß er unter dem Gekicher der übrigen Schreiber.

Als das Bureau um zehn Uhr geschlossen wurde, ging Fritz Leonhard heim und stieg die fünf Treppen bis zu seinem Dachstübchen empor. Dort machte er sich über das Frühstück her, welches ihm seine Wirthin, Frau Pelz, hingestellt hatte. Es bestand aus einem Stück Brod und einem winzigen Stückchen Wurst.

Als er den ersten Bissen von der Wurstscheibe heruntergeschluckt hatte, klopfte es an die Thüre des Nebenzimmers und Frau Pelz erschien.

„Verzeihen Sie gütigst," sagte Leonhard in bescheidenem Tone, „die Wurst hat einen Beigeschmack."

In der That hatte die Wurst nicht nur einen Beigeschmack, sie wäre auch für jeden civilisirten Menschen ungenießbar gewesen. Die dicke Wirthin schien aber anderer Meinung zu sein. Ihr Gesicht röthete sich vor Zorn, sie stemmte die Arme in die Seiten und rief entrüstet:

„Seht mir doch einmal dies Jammergestell von einem Schreiber an! Die Wurst ist ihm nicht gut genug. Was will er denn eigentlich für seine paar Pfennige haben! Sie verstehen überhaupt nicht, was schmeckt oder nicht schmeckt, und was ein Beigeschmack ist, davon haben Sie gar keine Ahnung, verstehen Sie wohl?"

Leonhard murmelte, er werde sich wohl geirrt haben, worauf Frau Pelz noch längere Zeit über die Verderbtheit der Einrichtung redete, daß ein Schreiber überhaupt einen Geschmack habe.

Als sie sich endlich entfernt hatte, legte Leonhard seinen Sonntagsanzug an und ging spazieren. Er schritt zum Thore der Stadt hinaus und gelangte in die Villencolonie. Es gab dort Villen, welche schon Paläste zu nennen waren, und der Anblick derselben war unentgeltlich, wenn er überhaupt möglich war. Denn viele dieser Villen standen inmitten großer Gärten, von Bäumen und dichtem Laubwerk umgeben.

Vor der Gitterthür, welche den Garten einer Villa umgab, blieb Fritz Leonhard stehen und starrte nach der Veranda hinauf, auf deren Treppe eine junge Dame, Aurelie, die Tochter der Baronin Hochberg, stand.

„Es ist schrecklich," klagte die Baronesse ihrer Mutter, „daß es dem Pöbel erlaubt ist, so ohne weiteres die Villenstraße zu benutzen und gar noch vor dem Gitter stehen zu bleiben. Da gafft nun wieder ein Mensch hierher, dessen bloßer Anblick mir schon unausstehlich ist. Wenn er nicht bald fortgeht, muß der Hund losgelassen werden."

Sie trat in das Haus hinein, und als Leonhard die blendende Schönheit, die er bewundert hatte, nicht mehr erblickte, entfernte er sich seufzend.

Der zur nächsten Villa gehörige Garten war von einer Mauer umschlossen, über welche ein Zweig mit saftigen Kirschen herabhing. Der Schreiber überlegte, ob er die Hand nach dem durststillenden Obst ausstrecken solle. Sein Blick fiel auf ein kleines Schild, das unter dem Glockenzuge angebracht war.

„Leonhard," las er darauf. Nun konnte er sich also einbilden, daß der Garten ihm gehöre, und rasch bog er den Ast mit den Kirschen herunter und begann zu essen.

Eine nervige Faust, die ihn am Kragen packte, störte ihn in diesem Vergnügen. Es war ein Gendarm, der sich dringend die Adresse des Kirschräubers ausbat, und Fritz Leonhard, zu schüchtern um zu lügen, nannte seinen Namen und seine Wohnung.

Es war heute ein trüber Tag für ihn gewesen. Ihm stand der Verlust seiner Stellung und die Bestrafung wegen Kirschendiebstahls bevor, und dennoch war der Schreiber nicht gar zu sehr niedergeschlagen oder vielmehr er war so niedergeschlagen wie immer. Das Leben hatte ihm bisher nur Entbehrungen geboten, er war stets von allen Seiten gehudelt worden und er erwartete auch nichts besseres.

Im Uebrigen stand er allein, und er wußte, daß er sich schon irgendwie durchschlagen werde.

Als Leonhard den folgenden Morgen das Bureau betrat, ließ der Rechtsanwalt ihn sogleich in sein Cabinett rufen.

„Aha, er will mich sofort wegschicken", dachte der Schreiber.

„Sie heißen?"

„Fritz Leonhard," lautete die Antwort, ohne daß der Gefragte sich über diese Frage wunderte. Dazu war er zu abgestumpft.

„Wie alt sind Sie? Wo und wann sind Sie geboren? Wie hieß Ihr Vater u. s. w.?"

Nach jeder Antwort, welche der Schreiber gab, erhellte sich das Gesicht des Rechtsanwalt mehr und mehr. Nach der zweiten Frage zwang er ihn, sich ihm gegenüber zu setzen. Nach der letzten umarmte er ihn.

Leonhard sprang entsetzt auf, da er glaubte, sein Prinzipal wäre wahnsinnig geworden, aber dieser drückte ihn auf den Stuhl nieder und sagte:

„Ich bitte Sie, sitzen zu bleiben, Verehrtester, und anzuhören, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Ihr Onkel, der Rentier Leonhard, ist plötzlich gestorben und hat kein Testament hinterlassen. Infolgedessen sind Sie Universalerbe, d. h. Besitzer einer Villa und von zwei Millionen baar. Ist Ihnen das recht?"

„Jawohl, jawohl!" erwiderte Leonhard betäubt.

„Der Verblichene hat noch kurz vor seinem Tode erwähnt, welche Legate er machen wolle, so z. B. hunderttausend Mark für den „Verein zur Erforschung des Nordpols." Sie werden die Kleinigkeit doch aus Pietät bezahlen?"

„Jawohl, jawohl!"

Drei Tage später gab der frühere Schreiber und jetzige Rentier Leonhard seinen Freunden und Bekannten, von deren Existenz er bisher keine Ahnung gehabt hatte, ein großes Diner. Er selbst saß auf dem Ehrensitz an der Spitze der Tafel zwischen seinem ehemaligen Prinzipal, dem Rechtsanwalt Sommer, und der Baronesse Aurelie von Hochberg.

Nach dem ersten Gang erhob sich der Rechtsanwalt und brachte einen Toast auf den Gastgeber aus, indem er ihn als eine „Leuchte der Wissenschaft" (er hatte dem Nordpolverein hunderttausend Mark vermacht) feierte und ihn wiederholt „unser gelehrter Freund" nannte.

Aber diese Rede schmeichelte Leonhard nicht so sehr als die Aeußerungen der Baronesse Aurelie, welche ihrem Nachbar auf der anderen Seite, jedoch so laut, daß Fritz es hören konnte, zuflüsterte: „Dieser Herr Leonhard ist wirklich ein bewundernswerther Mann. Wie interessant er nur aussieht! Er ist der liebenswürdigste Gesellschafter, den ich je gekannt habe."

Dabei hatte er ihre Fragen bisher nur mit ja oder nein beantwortet.

Jedoch nicht nur im Salon, sondern auch in der Küche war man nur des Lobes voll über den neuen Herrn. Eine besonders geachtete Stellung in der Küche nahm Frau Pelz ein, die frühere Wirthin Leonhards, welche jetzt zur Wirthschafterin avancirt war. Sie brüstete sich beständig damit, daß sie Herrn Leonhard „von früher her" kenne, pries seinen vorzüglichen Geschmack und überschüttete die servirenden Diener mit ängstlichen Fragen, wie dem Herrn der Lachs oder die Rebhühner gemundet hätten.

Einige Tage später hatte Fritz Leonhard bereits vergessen, daß er einst ein armer Schreiber gewesen sei. Er saß vor seinem kostbaren Schreibtisch und ließ sich von seinem Verwalter Vortrag halten.

„Da hat noch ein Gendarm," schloß der Verwalter seinen Bericht, „einen Menschen ertappt, der an einem unserer Bäume Kirschen gestohlen hat. Soll der Dieb verfolgt werden?"

„Unbedingt!" erwiderte Leonhard.

Er hatte keine Ahnung, daß er damit den Auftrag zu seiner eigenen Verfolgung gegeben hatte.

Ein schöner Erfolg.

Es war in der Nacht unmittelbar nach der ersten Aufführung des neuen Scribe'schen Schauspiels „Malvine, oder die Heirath aus Neigung", worin der Verfasser das Unglück eines jungen Mädchens schildert, das sich von ihrer Leidenschaft hatte hinreißen lassen, mit ihrem Geliebten, einem ihrer gänzlich unwürdigen Schurken, aus dem elterlichen Hause zu entfliehen. Eben hatte es zwei Uhr geschlagen, und Scribe, der Verfasser, suchte vergebens die Ruhe; noch immer war es ihm, als schlügen die Beifallsspenden an sein Ohr, und sich selbst zum Trotz begann sein Geist einem neuen Erfolge nachzujagen. Plötzlich hörte er Tritte auf der Treppe, in den Zimmern entsteht Bewegung, und es lassen sich Stimmen vernehmen. Ein Diener kommt endlich herein zu ihm in's Schlafzimmer.

„Was geht denn vor? Was begehrt man von mir?" fragte Scribe.

„Ich habe," entgegnete der Bediente, „Ihnen einen sehr eiligen Brief zu überreichen; hier ist er. Eine Dame hat ihn gebracht und dringend gebeten, ihn sofort in Ihre Hände zu legen."

Scribe nahm das Schreiben, öffnete es und überflog seinen Inhalt mit den Augen. Sein Interesse nahm sichtlich zu, und er las wiederholt und langsam den Brief durch. Und was las er? Der Brief war von einer augenscheinlich den besten Kreisen angehörenden Dame mit zitternder Hand geschrieben; es waren nur wenige Zeilen, aber sie erfüllten das Herz des Dichters mit Stolz. Der Inhalt lautete:

„Mein Herr! Ich wohnte diesen Abend mit meiner Tochter der ersten Vorstellung von „Malvine" bei. Nach unserer Rückkehr warf sich meine Tochter mir zu Füßen und gestand mir unter Schluchzen, daß sie auf dem Punkte gestanden habe, dasselbe zu thun, was Ihre „Malvine" so sehr zu bereuen Ursache hatte. Ihr Stück hat ihr die Augen geöffnet, ihr Gewissen beruhigt und ihre Leidenschaft zerstört; sie fühlt aufrichtige Reue und befindet sich in meinen Armen. Wir weinen vor Freude, vor Dankbarkeit. Sie werden uns nie kennen lernen, aber seien Sie überzeugt, daß Ihr Name uns stets heilig bleiben wird. Könnte doch dieser Gedanke einigen Werth für Sie haben; Sie haben uns die Ehre und das Leben gerettet."

Kasernenhofblüthen.

Vicefeldwebel: „Schlumpmüller, Sie sind ja ein Clown auf dem Gebiete der Dummheit!"

Unteroffcier (bei einem Soldaten ein offenes Knopfloch bemerkend): „Grashuber, Sie wollen hier wohl à la Prinzessin Chimay auftreten?!"

Feldwebel (als ein Einjähriger, Journalist, zum Nebenmann spricht): „Einjähriger, halten Sie in Reih und Glied gefälligst Ihr Publikationsorgan!"

Unterofficier: „Knubbe, gehen Sie mit Ihrer Ueberfülle an Beschränktheit ja nie nach Afrika, sonst wird der dunkle Erdtheil noch dunkler!"

Wachtmeister: „Maier, machen Sie schon wieder ein Gesicht wie ein Ehemann, der für die ihm zugeschickte Photographie seiner Schwiegermutter noch Strafporto zahlen muß!"

— Doppelsinnig. A: „Soeben hat Fräulein Elly meine Werbung abgewiesen! Wie findest Du das?" B: „Einfach unerhört!"

Haremsstudien.

Von Harry Groonwald.

Sure 33 und 55 des Alcoran verbieten ausdrücklich und auf's strengste den Frauen jedweden gesellschaftlichen Verkehr mit Männern, welche nicht so glücklich sind, zur nächsten Verwandtschaft zu gehören, und da uns Staubgeborenen die Wahl unserer Eltern vom Himmel verwehrt ist, wird, so lange diese arge Welt besteht, auch kein Adamssohn je den Schleier von Geheimnissen des Harems, d. h. des echten, türkischen zu lüften vermögen. „In's Innere des Harems," können wir getrost behaupten, „dringt kein erschaffener Geist," um uns eines Hallerschen, freilich apirten Ausdrucks zu bedienen; „glückselig, wem er nur die äußere Schale weist!" Ein echter, türkischer Harem ist völlig „unsichtbar", und alle sogenannten „Geheimnisse des Harems" sind vom Hörensagen und den Zuthaten eigener Phantasie compilirte — Märchen.

Was heißt eigentlich Harem? Schon das Wort selbst hat die Bedeutung „unnahbar, verboten, unzugänglich". Harem ist also die Bezeichnung der abgesonderten und keinem fremden Manne zugänglichen Frauenwohnung bei den Mohamedanern, hat aber auch im weiten Sinne die Bedeutung der in dem betreffenden Gebäude abgesondert wohnenden Frauengemeinschaft. Im engsten Sinne bezieht sich Harem nur auf die, dem Moslem nach dem Alcoran gestatteten, also rechtmäßigen vier Frauen. Ist der Mohamedaner zu arm, so verzichtet er auf einen immerhin kostspieligen Harem und lebt mit einem Weibe.

Die Frauen eines echten türkischen Harems sind freilich nicht immer an die vier Wände ihres „Selamlik" oder Gesellschaftszimmers gebunden. Sie dürfen sich frei auf der Straße bewegen, müssen aber so tief verschleiert gehen, daß nur die „wie Gottes Wege" dunkelen Augen frei und sichtbar sind. Auch dürfen sie die zur engsten Verwandtschaft gehörenden männlichen Personen empfangen. Im Uebrigen ist ein unbeaufsichtigter Verkehr mit ihnen bei Todesstrafe verboten. Selbst Aerzte dürfen nur in Gegenwart einiger Sklavinnen ihre Patientinnen sehen und sprechen. Ist der Sitz des Uebels ein diskreter oder sonst zarter, so darf auch der Arzt die Kranke nur sprechen, allenfalls den Körpertheil untersuchen. Die Patientin selbst ist in einen dichten Schleier gehüllt oder hinter einem Vorhange verborgen. Sklavinnen besorgen alle nöthigen Geschäfte und Dienste in den Frauengemächern und selbst den Eunuchen ist der Zutritt auf's Aeußerste beschränkt, wenn nicht vollständig untersagt.

Was über den Harem des Sultans, des Beherrschers aller Gläubigen, mit gutem Gewissen, d. h. ohne zu — dichten, gesagt werden kann, ist etwa dieses: die demselben vom Alcoran gestatteten sieben Frauen wählt der Sultan sich aus den ihm von seinen Verwandten zur Auswahl vorgestellten schönen Mädchen, meistens Tscherkessinnen und Georgierinnen, persönlich selbst aus. Die so Auserwählten werden, von dem Augenblick der getroffenen Wahl an, „Herrinnen" oder Chatun, Khadinen, genannt. Welch' einen verführerischen Anblick sich diese zur Wahl gestellten Mädchen durch Putz, Schminke, Attitüden, Drapirungen etc. zu geben versuchen mögen, kann sich die Leserin sicherlich lebhaft genug vorstellen, wenn sie bedenkt, zu welcher hohen Ehre „man" gelangt, wenn „man" die rechtmäßige Gemahlin eines mächtigen Despoten geworden und doch früher vielleicht nur ein simples Landmädchen gewesen ist. Freilich ist man nicht ganz so simpel mehr, denn als Aspirantin auf die Gemahlinnenstellen eines Beherrschers aller Gläubigen hat man meistens jahrelangen Unterricht in vornehmen Häusern genossen und spricht, liest und schreibt fließend und richtig und spielt auch, oft sogar mit großer Fertigkeit, Pianoforte.

Diejenige Khadine oder Herrin, welche als Erste ihren Gebieter mit einem Sohn beschenkt, rückt mit dieser Geburt sofort in die höchste Rangstufe einer sogenannten „offiziellen" Gemahlin hinauf. Freilich bleibt die Mutter des Sultans, die „Walide", immer die wichtigste Person des Harems und steht ihrem Sohne am nächsten. Diejenigen Frauen, welche Knaben zur Welt gebracht haben, heißen „Chasseki" und erhalten ein sogenanntes Pantoffelgeld von wenigstens 25,000 Piaster. Die „Walide" jedoch bezieht jährlich 1000 Beutel oder eine halbe Million Piaster.

Nächst den Chatun haben die sogenannten Gediklik oder Privilegirte das meiste Vorrecht. Sie haben die Ehre, den Sultan persönlich zu bedienen. Der Gesammtname für den weiblichen Theil des Harems ist „Odalik" oder Odaliske. Jede dieser Odalisken, die der Sultan einmal berührt hat, wird sofort von den übrigen getrennt, erhält ihre eigene Bedienung und ihre Eunuchen und darf nur vor ihm erscheinen, wenn sie dazu beauftragt worden ist. Oberste Aufseherin des Harems, die diesen Posten freilich erst nach langjährigen treuen Diensten erreicht hat, ist die Kjaja Chatun. Sie haftet für die Ruhe des Sultans und erhält alle Befehle von ihm persönlich. Der oberste männliche Aufseher über die Eunuchen heißt Kislar Aghasi, steht im gleichen Range mit dem Großwessir und hat, wie die „Walide", enormen Einfluß auf den Sultan. Stirbt der Sultan, so steht es den Odalisken, welche Mädchen geboren haben, frei, den Harem zu verlassen und sich anderweitig zu verheirathen. Die Mütter von Prinzen aber gehen in den sogenannten „Alten Palast" zurück, wo sie dann zeitlebens bleiben.

Soviel ungefähr darf man mit gutem Gewissen über den berühmtesten echten türkischen Harem sagen, ohne sich einer mit Wahrheit vermischten Dichtung schuldig zu machen. Man wird gestehen, es ist wenig genug, wird aber zugeben, wenn sich so wenig über den Harem des Sultans sagen läßt, daß alsdann noch weniger über den Harem, d. h. den echten, eines gewöhnlichen Moslems sich sagen ließe.

Die Leserin wird sich vielleicht wundern, daß ich immer von echten Harems rede, und fragen, ob es auch falsche Harems gibt.

Sie hat recht und ich auch. Es gibt nämlich auch „Pseudoharems". Das sind solche, zu denen Fremde, die mit dem Koran nicht vertraut sind und dessen strenges Verbot nicht kennen, gegen gute Bezahlung Zutritt erhalten, und welche dann unter dem Titel erforschter „Geheimnisse des Harems" zu Dutzenden in der Durchschnittsbelletristik verwandt werden.

Nehmen wir ein Beispiel. Da ist ein reicher Mann auf die Idee gekommen, den Orient zu bereisen, und soeben in Konstantinopel z. B. angekommen. Die zweite Frage, die er an den Portier seines Hotels stellen wird, ist die, ob er nicht unter anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt auch einen Harem in Augenschein nehmen könnte. Der Portier nickt, der Fremde weiß sich vor Freude nicht zu fassen und eilt in Begleitung seines Cicerone die Straße entlang, bis der letztere vor einem Hause stehen bleibt. Der Cicerone bedeutet ihm nun, daß er unmittelbar vor der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, einen türkischen Harem zu sehen, stehe, bittet sich einen „Backschisch" von etwa 10 bis 15 Gulden aus und bedeutet dem Fremden, daß er da drinnen den Harem „eines reichen Türken, der eben auf Reisen ist", in ungestörten Augenschein nehmen könne. Mit zwei Sätzen ist der Fremde im Hofe, wo er eine bildschöne „Türkin" (d. h. Griechin) trifft, welche ihm die „Geheimnisse des Harems" gegen Entgelt — Bagatelle! — zeigen will! Nach erfolgter Zahlung verschwindet die „Türkin", ein Vorhang öffnet sich und wonnetrunken darf sich das entzückte Auge des Fremden an den Reizen resp. Posen der „Türkinnen", die da in köstlichster Toilette, rauchend und singend und schwelgend umherliegen, weiden. Ein Tanz der Odalisken, begleitet mit schallender Musik und klingenden Tamburins, hebt ihn auf den Gipfel des Entzückens. Er schleicht sich, voll der empfangenen Eindrücke, sachte davon, eilt in sein Hotel und „skizzirt" eine „Haremsstudie" zusammen, die die Runde machen soll durch die Blätter. Inzwischen lachen sich die „Türkinnen", d. h. die Griechinnen, Armenierinnen, wohl auch Jüdinnen, über die Narrheit des Besuchers halb todt und rüsten sich — einen zweiten ebenso zu nasführen.

Nehmen wir noch ein Beispiel. Ein junger Mann will einen türkischen Harem sehen, um „echte" Türkinnen kennen zu lernen. Der Portier fordert zehn Gulden; er erhält sie natürlich, steckt sie ein und führt den Neugierigen, der eben nicht reich sein muß, denn sonst hätte er mehr gefordert oder erhalten, in das betreffende Haus. Nur eine „Türkin", aber eine Venus, ist zu schauen. Sie entschädigt mit ihrer Schönheit für die geringe Anzahl. Entzückt betrachtet der junge Mann die „Odaliske". Er redet sie auf Französisch an. Sie schüttelt mit dem wunderschönen Kopfe, sie versteht nur „Türkisch". Er versucht Englisch; Kopfschütteln; „Türkisch" kann er nicht sprechen, die Situation wird peinlich, er empfiehlt sich. Da streckt ihm die „Türkin" die feine, weiße Hand hin und verlangt „Backschisch". Der junge Mann weigert sich zu zahlen, er dachte, der Portier sei allein berechtigt, Kassa zu empfangen, und empfiehlt sich zum zweiten Male; doch etwas zudringlicher — er lüftet den Vorhang. Die „Türkin" flucht auf Italienisch. Es hilft nichts. Da — horribili dictu! schimpft die „Türkin" im reinsten Spreewasserdialekt! — Tableau! — Der junge Mann verduftet. . .

Künstler und Fabrikant.

Ein nettes Geschichtchen wird von dem ungarischen Geigenvirtuosen Reményi erzählt, der von einem Teppichfabrikanten in Budapest gebeten wurde, ein Wohlthätigkeitsconcert zum Besten der Wittwen und Waisen der einst in seinen Fabriken beschäftigt gewesenen Arbeiter zu arrangiren. Reményi versprach, sein Möglichstes thun zu wollen. Nach einigen Tagen erschien er in dem Verkaufslocale des Fabrikanten und wünschte, daß man ihm einige große und schöne Teppiche, die er einem für arme Musiker veranstalteten Wohlthätigkeitsbazar übergeben wolle, vorlegen möchte. Als er seine Auswahl getroffen hatte, fragte der Kaufmann höflich nach der Adresse, an die er seine Rechnung schicken dürfe. Erstaunt sah ihn der Künstler an. „Aber, mein Herr," entgegnete er, „habe ich Sie etwa gefragt, als Sie mir von Ihren Armen sprachen, an wen ich die Honorarforderung für mein Spiel einzusenden hätte?" Der Fabrikant fühlte sich so beschämt, daß er nicht nur die ziemlich werthvollen Teppiche umsonst lieferte, sondern auch noch eine hübsche Summe für die armen Musiker dem Künstler einhändigte.

— Der Finanzmann. Vater (zu seinem Sohn): „Wenn Du doch einmal die Fabrikantentochter mit ihren 80,000 Mark heirathen willst, dann mach' doch vorwärts — es ist ja schade um die Zinsen!"

— Kein Glückskind. „Der Pechmeier hat in seinem Leben wohl gar keine Erfolge zu verzeichnen?" — „Der ist nicht einmal mit Erfolg geimpft worden!"

Mein schönster Schmuck.

Von O. Jergerl.

Mein Onkel ist ein Juwelier:
Manch güldén Ringelein
Und manchen Edelstein
Hat er geschenkt voll Liebe mir.

Am meisten freut ein Herzchen mich:
An goldnem Kettchen trag'
Ich's lange, Tag für Tag —
Drob freut der gute Onkel sich!

Doch drin im Herzchen, fern dem Licht,
Da ruht ein Lockenhaar —
Mein schönster Schmuck fürwahr —
Von meinem Onkel ist er nicht!

Die Billardpartie.

Sächsische Humoreske von Johannes.

„Nee, meine Herrn, da muß 'ch Se doch änne Geschichde erzehl'n, wie m'rsch ämal bei'n Billardschbiele gegang'n is!" sagte der Rentier Meisebräthchen zu seinen Stammtischfreunden. „Se wissen's doch alle, daß 'ch immer gerne Grambolasche gespielt hawe, un 's hat m'r ooch nie de Geschicklichkeet gefehlt, awwer gewonn'n hab 'ch doch noch keene Barbieh, das heeßt, eemal hab 'ch doch gewonn'n un das kam Se nämlich so: Vor eenigen Jahr'n saß 'ch ämal in d'r Schdadd in än Gasthofe, wo 'ch manchmal abschteig'n daht, ganz alleene im Gastzimmer und las de Zeitungk, da kam ä junger Mann rein un setzde sich an mein' Disch, nachdem 'r ganz heeflich gefragt hatte, ob's ooch erloobt wäre. „Nadierlich," meent 'ch ooch ganz heeflich, un las weiter. Nach änner Weile fingk der junge Mann ä Geschbräch an un meente, er dähte gerne änne Barbieh Grambolasche schbieln, wenn 'r nur een' hädd, der da midmachde! Nu, sagt 'ch, ich bin zwar kee Ginstler, aber ich dähte schon eene midmach'n. Ich sagt's ooch, daß 'ch geweenlich kee Glick bei den Schbiele hädde, awer ich kennt's eemal nich lass'n un werde mich sehr frei'n, wenn ich ämal änne Barbieh gewinn'n dähte. Da sah 'r mich mit so ä eegendiehmliches Lächeln an un meente, er gennte ooch nischt; vielleichd hädd 'ch Glick, wenn ich mid'n schbielte. Also fing'n m'r an. Der junge Mann schbielte erst recht scheen, daß 'ch schon dachde, ich hädde gar keene Aussicht mehr, ze gewinn'n. Awer uff eemal schien 'n sei Glick ze verlass'n, un richd'g, ich mache'n letzt'n Ball un gewinne werklich die Barbieh! Nee, die Freide genn' Se sich denk'n. Mir macht'n noch eene un ooch die gewann ich widder.

Nu sagt 'ch zu den jung'n Mensch'n: 's is 's erschte Mal, daß 'ch so ä Glick habbe, nu soll m'rsch ooch nich druff angomm', was zu'n Best'n zu gähm. Sie trink'n doch ä Fläschch'n mid? — Nu, meent'r, Sie sin werklich ä feiner Mann, Herr Meisebräthchen, ich gann' Sie's weeß Gott nich abschlag'n. Also mir drank'n ä Fläschch'n Wein un dann noch zwee darnach, wie das geweenlich so is, wenn m'r eemal angefang'n hadd. Wie m'r genug hatt'n, meente der Jingling, er mißte nu aber ins Bette un ich sagte ooch, daß ich nich mehr gennte, un 's wäre ooch de heechste Zeid. „Also uff Wiederseh'n morgen frieh!" Damit war der junge Mensch zur Diehre naus un ich machde ooch, daß 'ch in mei Zimmer nuff kam.

Am and'rn Morgen, wie 'ch uffgeschdand'n war un mein Gaffee gedrunk'n habbe, verlangt 'ch de Rechnung un der Obergellner brachde se ooch gleich. Nu traut'ch aber, weeß Gott, mein' Oogen nich! Ich sagde zu'n Obergellner, was ham Se denn da alles uffgeschriem, das gann doch gar nich sin! — Nu, meente d'r Obergellner, da is alles dabei, was Ihr Herr Neffe, der junge Mensch, mit dem Se gestern Grambolasche geschbielt ham, und der schon seit zwee Tagen hier im Gasthofe uf Sie wartet, verbraucht hat. — Nu ging m'r ersch ä Licht uf! Nee, so ein niederdrächd'ger Kerl! Awer, was nitzte mirsch? Der Obergellner gloobte's nich, daß der Kerl so frech gewesen wär', un meente, m'r wollt'n uns doch nicht ersch vor d'r Bolezei rumzank'n un wenn's bekannt werde, däht'n mich de Leide noch auslach'n. Also wollt 'ch de Reputation nich verlier'n, mußt 'ch ähm berabb'n. Das war freilich ä deihres Billardschbiel, so gegen ä dreißig Mark, aber gewonn' habb' ich doch, das is wenigst'ns mei Drost!"

Zehn Gebote für den Theaterbesucher.

1) Komme niemals zu spät in's Theater. 2) Belästige Deine Nachbarn nie durch unruhiges Wesen oder auffälliges Benehmen. Hast Du Keuchhusten, so bleib' zu Hause. 3) Gehe zu Deinem Platz so, daß Du den Dasitzenden nie den Rücken kehrst. 4) Tritt ihnen nicht auf die Füße. 5) Störe das Spiel nicht durch Privatunterhaltungen. 6) Lache und weine ohne Auffälligkeit. 7) Wenn Du ohne Zuckerzeug nicht leben kannst, so iß, ohne den Neid Deiner Nachbarn zu erregen und ohne mit der Düte zu knistern. 8) Wenn Dein Geist Dir nicht erlaubt, ohne Zettel und Textbuch auszukommen, so blättere leise um. Nichts ist unangenehmer, als in pathetischen Momenten durch Papiergeknister gestört zu werden. 9) Bei Opern gieb nicht mit dem Kopf oder den Füßen den Tact an. Dazu ist der Kapellmeister da. 10) Am Ausgang versperre den Weg nicht! Geh' fort ohne Aufsehen und ohne Störung! Bearbeite Deine Nebenmenschen nicht mit den Ellenbogen.

— Schlechtes Gewissen. Papa (beim Abendessen): „Der Schweizerkäs hat heute aber große Löcher!" — Fritzchen (weinerlich): „Ich bin's aber gewiß nicht gewesen!"